Triumph der Liebe.

Roman von Margarethe Böhme.

(7. Fortsetzung.)

All' der irdische Tand fand seinen Besitzer. Nur einer Hinterlassenschaft der Todten wurde von sämmtlichen Erben hartnäckig die Aufnahme verweigert: dem Pflegetöchterchen.

Das Mädchen war nicht adoptirt, hatte also keine gesetzlichen Ansprüche. Die Erben waren einstimmig der Ansicht, daß man dieses Proletarierkind wieder seiner Heimathsbehörde zurückschicke. Seine Garderobe, die Spielsachen und die kostbare Einrichtung des Kinderzimmers wollte man ihm — um sich nicht gerade lumpen zu lassen — mitgeben. Nur eine alte, in der Verwandtschaft als geizig und hartherzig verschrieene Tante, Wittwe eines dithmarscher Viehhändlers, war anderer Ansicht.

„Von't Kind könnt wi uns nich so afmaken! Dat wer ett Schanne werto," sagte die Alte. „Aß wat recht is! Dat is en Waisenkind, un fürr dat möt wi sorgen. It för min Person smit hundert Mark in't Johr ut to de Erteekung. Ji mot detselbe dohn. Det to ehr Münnigkeit."

Ein lebhafter Wortstreit erhob sich, aber die Alte wußte ihrer Meinung Geltung zu verschaffen.

„Lumpen sind Ji, wenn Ji dat nicht wöllt!" schrie sie, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

Schließlich erklärte ein wohlhabender Hamburger, Brudersohn von Frau Mieze, sich bereit, hundert Mark jährlich daraufzulegen. Nach langem Zögern gab noch Jemand fünfzig Mark zu. Dabei blieb es. Die Anderen drückten sich. Zweihundertfünfzig Mark jährlich. Und die alte Tante setzte es durch, daß die Verpflichtung schriftlich gemacht und notariell beglaubigt wurde.

Nach der Auflösung des Haushalts hatte Frau Jewe, — die wenige Wochen vor Frau Behrends Tode Wittwe geworden war, — sich vorläufig Renatens angenommen. Halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Berechnung behielt sie das Kind später ganz bei sich; einmal hatte sie Renate wirklich gern und zweitens kam ihr das Kostgeld, das die Erben zahlen, in ihrer bedrängten Lage sehr zu statten. Von diesen Erben kümmerte sich übrigens nur die alte Dithmarscherin um den Verbleib des Kindes, und da diese an der freundlichen jungen Frau und der blitzfunkelnden Sauberkeit in der kleinen Wohnung Gefallen fand, hielt sie Renate in ihrem gegenwärtigen Aufenthalte gut aufgehoben.

Die Wittwe zog mit den beiden Kindern in eine Hofwohnung im Norden Berlins, wo sie ihren Unterhalt durch Maschinennähen für ein Weißwaaren-Geschäft erwarb.

Eine Schwester der Jewe war als Garderobiere im königlichen Schauspielhaus angestellt und diese brachte die Wittwe zuerst auf den Gedanken, Renate in die Balletschule zu schicken. Die libellenhafte Grazie und die Schönheit des Kindes ließen es wie prädestinirt zur Tänzerin erscheinen; später war es doch darauf angewiesen, sein Brod selber zu verdienen, denn das Kostgeld wurde nicht ewig bezahlt; wie leicht konnte die Kleine später einmal ihr Glück beim Ballet machen und auf alle Fälle mußte sie dankbar sein, daß man rechtzeitig für ihr Fortkommen gesorgt hatte. Diesen und ähnlichen Argumenten gegenüber hielten die anfänglichen Einwendungen der Wittwe nicht lange Stand, und eines Tages wurde Renate durch Vermittelung der Garderobiere, die den Balletmeister persönlich kannte, in die königliche Balletschule aufgenommen.

Nun begann die Zeit der Arbeit für das zarte Kind. An Spielen war nicht mehr zu denken, denn die wenigen Stunden, welche die richtige und die Balletschule der Kleinen freigaben, mußten mit anstrengenden Uebungen ausgefüllt werden, die das Kind oft zu Tode erschöpften.

Ein Jahr um das andere verging. Renate wuchs allmählich heran und wurde ein bildschönes, ernstes Mädchen. Die Strenge des Lebens hatte frühzeitig den Sonnenstaub kindlichen Frohsinns von ihrem Gemüth gestreift und ihr Wesen auf einen schwermüthig-sehnsüchtigen Grundakkord gestimmt, der seltsam genug mit ihrer heiteren Kunst, ihrer Jugend und ihrer Schönheit contrastirte.

Eines Tages hielt der Sensenmann in der kleinen Hofwohnung seinen Einzug und holte das ihm schon lange geweihte Menschenblümchen. Edwin hatte mit fünf Jahren laufen gelernt, aber gesund war er nicht geworden. Ein Scharlachfieber löschte das verglimmende Lebenslicht des Kleinen. Die trostlose Mutter starb nicht mit, wie sie einst geglaubt hatte, aber der Schmerz machte die sonst gutherzige Frau grausam und ungerecht. Mit einer brutalen Bewegung schüttelte sie Renate, die sie zu trösten suchte, von sich ab:

„Geh, geh! Warum mußte er gerade sterben? Mein Einziges! Mein Alles! Warum nahm Gott dich nicht lieber? Du hast ja doch Niemand — — um dich würde Niemand trauern —"

„Nein, um sie würde Niemand trauern. Das Kind schlich leise hinaus und kauerte sich in einen Winkel der Hoftreppe. Es war im Frühling. Die Schwalben zwitscherten, die Spatzen lärmten. Quer über den schattenbedeckten Hof stolzirte eine große, sammetschwarze Katze, gefolgt von zwei kleinen Kätzchen, — Mutter und Töchter. Das Kind seufzte.

Frau Jewe hatte recht: Warum nahm Gott sie nicht, anstatt Edwins?!

Wieder vergingen ein paar Jahre. Renate sollte nun demnächst eingesegnet werden und besuchte den Confirmandenunterricht. In diesen Stunden vollzog sich die große entscheidende Umwandlung in ihrem Empfinden. Der trockene Religionsunterricht in der Schule hatte niemals Eindruck auf sie gemacht; um so begieriger lauschte sie den Auslegungen des Predigers, der in seiner Vortragsweise meisterhaft auf die Gemüther der Kinder einzuwirken verstand. Zum ersten Male hörte sie mit warmen, überzeugenden Tönen von jener unermeßlichen Liebe Gottes reden, die alle Geschöpfe umfaßt, die keines vergißt, die in Freude und Glück wie durch Leid und Trübsal ihren Weg in die Menschenherzen findet. Und sie hörte weiter von einer titanenhaften, aus Gott geborenen Liebe im Menschen, die sich nicht auf das engumgrenzte Reich der Familie, der bloßen Blutsverwandtschaft beschränkt, die darüber hinauswächst und in ihrer Größe und Tiefe sich über alle Mitmenschen erstreckt, — besonders aber über die Armen und Verlassenen, Einsamen, Verachteten, — als ein Abglanz der göttlichen Liebe. Mit vollen Zügen sog die durstige Seele des vereinsamten Kindes die Wunderkunde der herrlichen Verheißungen ein. Die Bitterkeit ihres Herzens verwandelte sich in Glückseligkeit. Auch sie war nicht verlassen — Einer liebte sie und dieses Einen Kind war sie.

Das Ballet etelte sie plötzlich an; sie schämte sich des Tricots, der kurzen Röckchen. Während des Tanzes weilten ihre Gedanken fernab in hohen Regionen, bei den höchsten Problemen des Lebens. Und doch durfte sie dem Ballet nicht fernbleiben. Frau Jewe war seit Edwins Tod gemüthskrank und arbeitete wenig. Renatens kleiner Monatsverdienst konnte nicht entbehrt werden. —

Bei ihrer Einsegnung erhielt Renate als Geleitswort auf den Lebensweg den Spruch aus der Bergpredigt: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. — —

Am Sonntag nach ihrer Confirmation besuchte Renate nach der Kirche ihren Seelsorger. Der Pfarrer, dem das stille, liebliche Mädchen schon lange ein wohlwollendes Interesse einflößte, begrüßte sie freundlich: „Guten Morgen, Renate! Was führt dich zu mir, mein Kind?"

„Ich habe eine große, große Bitte, Herr Pastor!" stieß Renate erglühend heraus, „ich möchte Schwester werden. O bitte, bitte, verhelfen Sie mir dazu. Ich kann nicht mehr tanzen, kann nicht. Der Beruf ist gottlos. Helfen Sie mir, Herr Pastor! Ich kann in keinem gottlosen Beruf leben!"

Der warmherzige, freidenkende Mann lächelte ein wenig. „Sieh, sieh. Darüber hast du nachgedacht, das freut mich. Aber beruhige dich, mein Kind. Kein Beruf auf dieser Welt ist gottlos, wenn er mit rechtem Geist erfaßt und mit einfältigem Sinn ausgeführt wird. Solange die Tänzerin sich feste Grundsätze bewahrt und ein reines, unschuldiges Gemüth, ist ihr Beruf ein gerade so ehrenhafter Broderwerb, wie das Metier der Putzmacherin, Schneiderin oder sonst einer Arbeiterin. Wer den Talisman eines starken Charakters und eines frommen Sinnes besitzt, wird auch auf dem glatten Boden der Bühne nicht straucheln und fallen. Gottlos im wirklichen Sinne ist der Beruf nicht. Unserm lieben Herrgott gilt das Gewand gleich, und das brave Mädchen im Balletrock ist so gut sein Kind, als dasjenige in den ernsten Kleidern der Krankenpflegerin. Zur Schwester bist du noch zu jung, Renate. Warte noch fünf oder sechs Jahre und wenn du dich dann noch zu dem schweren Amt berufen fühlst, komm wieder! Dann helfe ich dir gern weiter."

Renate hatte dem Pfarrer gegenüber auf einem Stuhle Platz genommen. Ein schräger Sonnenstreifen fiel über ihr blondes Haupt und wob ein zitterndes, glitzerndes Goldlicht um ihre schmale, feine Gestalt. In ihren Zügen arbeitete etwas. Mit wachsender Theilnahme ruhten die milden, scharfsichtigen Augen des geistlichen Herrn auf dem jungen, liebreizenden Antlitz; er sah, daß sie mit einem Entschluß kämpfte.

„Hast du noch ein Anliegen, Renate?" ermuthigte er sie. „Sprich dich ohne Scheu aus! Seinem Seelsorger darf man Alles sagen. Wo also drückt der Schuh?"

„Ja, ich habe noch etwas auf dem Herzen." Renate schlug wieder die Augen auf. „Es quält mich. Ich muß Sie danach fragen. Tag und Nacht kommt mir mein Spruch nicht aus dem Sinn: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Solange ich denken kann, ist eine Leere in mir, eine Lücke, ein Sehnen und Hungern nach etwas Unsichtbarem, Geheimnißvollem, das ich selber nicht kenne, eine Unruhe ist in mir, eine offene Frage. Und ich möchte diese Lücke füllen, dieses Sehnen stillen. Und deshalb möchte ich Sie fragen, Herr Pastor, was ist eigentlich diese Gerechtigkeit, die die Seele sättigt, wie kann ich sie erlangen?"

Sie preßte beide Hände auf das klopfende Herz; eine Fiebergluth klopfte in ihren Wangen und durchleuchtete ihre weit geöffneten Augen.

Der Pfarrer nahm seine Brille ab und putzte mit seinem blüthenweißen Taschentuch etwas umständlich die Gläser. Eine solche Confirmandin war ihm in seiner zwanzigjährigen Berufspflege noch nicht vorgekommen. Er beschloß im Stillen, dieses ungewöhnliche Mädchen, in dem offenbar eine große geistige Kraft nach Verinnerlichung und äußerer Bethätigung drängte, nicht mehr aus den Augen zu verlieren.

„Eine inhaltschwere Frage!" sagte er ernst. „Gerechtigkeit. Was ist Gerechtigkeit? Eine Frage, mit der sich die größten Denker aller Zeiten beschäftigten, um deren Beantwortung noch heute Philosophen und Theologen, Freie und Unfreie, Gläubige und Ungläubige einander mit den widersprechendsten Ansichten bekämpfen, obgleich unser Herr und Heiland die Frage längst selber löste. Was soll ich thun, daß ich selig werde? fragt einer, und die Antwort lautet: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Die Gerechtigkeit liegt in der Liebe. Die Liebe aber ist des Gesetzes Erfüllung. Liebe. Liebe. Liebe. Seinem Nächsten, und sei er noch so arm, noch so verachtet, und hätte er uns selber tausendmal das tiefste Weh angethan, ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß langmüthiger, freundlicher, verzeihender Liebe schenken, lieben, wo Andere hassen, lieben und dulden, wo Andere fluchen und verzweifeln, lieben und wieder lieben, Gott und den Nächsten, das ist die seelensättigende Gerechtigkeit, die der Herr meint, Renate!"

* * *

Renate war achtzehn Jahre alt geworden. Der Balletmeister nannte sie eine der tüchtigsten Stützen des Corps und bot ihr wiederholt Solopartien an. Aber zum Staunen ihrer Colleginnen, von denen die meisten den Eingeltanz als Ziel ihres brennenden Ehrgeizes betrachteten, lehnte sie dieselben ab. Zwischen der Masse, in Reih und Glied mit den Anderen, fühlte sie sich sicher und unbefangen, dagegen trieb ihr der bloße Gedanke, allein zu tanzen, die Blicke des ganzen Publikums auf ihre Person gerichtet zu wissen, das Blut in die Wangen und machte sie erzittern.

Renate nahm eine eigenartige, isolirte Stellung im Corps ein. Sie hatte keine Freundinnen, aber auch keine Feindinnen, und, was dem leichtfüßigen Völkchen der Ballerinen am verwunderlichsten und unbegreiflichsten schien, trotz ihrer Schönheit keinen Verehrer.

Von den Zudringlichkeiten der alten und jungen Gecken, die die Coulissen unsicher machten, blieb sie, seitdem ihre Unnahbarkeit sprichwörtlich geworden war, ziemlich verschont. In dem ernsten, stumm abwehrenden Blick ihrer braunen Augen, mit dem sie diese Herren und Herrchen anzusehen pflegte, lag etwas, das auch den Frechsten stutzen machte und in seine Schranken zurückwies.

Eines Abends schlenderte ein älterer, eleganter Herr durch die Gänge hinter der Bühne. Kein gewöhnlicher Coulissenläufer, sondern eine ziemlich bemerkenswerthe Erscheinung. Die straffe Haltung, der schneidig gedrechselte weiße Schnurrbart und das glatt ausrasirte Kinn gaben ihm das Aussehen eines Militärs in Civil. Die scharf markirten Züge und die eigenartige gelbliche Blässe seines Gesichts verriethen den Ausländer; die hohe gewölbte Stirn verlor sich nach hinten in eine gewaltige, elfenbein glitzernde Glatze. Seine Miene drückte deutlich das verhaltene Gähnen krasser Langweile aus; es verschwand erst und machte einem hellen Schein angenehmen Staunens Platz, als er in einer hell vom elektrischen Licht bestrahlten Nische die graziöse Gestalt einer auffallend schönen, ihm unbekannten Tänzerin gewahrte.

„Donnerlittchen! Jedenfalls eine Neue. Pyramidale Schönheit, indeed," murmelte der Weißhärtige und war mit zwei Schritten neben dem Gegenstand seiner Bewunderung.

Das blaufilberne Licht ließ Renatens Haut noch weißer, ihre Augen noch dunkler erscheinen als bei Tage. Wie ein luftzartes Elfengebilde aus weißem Rosenkelch ragte der feingegliederte Oberkörper des wunderschönen Mädchens aus der Tüllwolke ihrer kurzen Röckchen. Das Näherkommen des fremden Herrn hatte sie nicht bemerkt; erschrocken fuhr sie zusammen, als er mit dem Chapeau claque leicht ihre Schulter berührte.

„Schönste der Feen! Ich hatte bisher nicht das Vergnügen — —"

Mitten im Satz blieb er stecken. Der königliche, verweisende Blick der dunklen Augen übte seine gewohnte, hypnotisirende Wirkung; ganz bestürzt, ein Entschuldigungswort murmelnd, wich Fred Vanderbeers zurück und sah der ruhig Fortgehenden verdutzt nach. Donner — und noch einmal! Was war das? Abgetrumpft? Von einem Balletmädel! Und nicht mit jener kokeiten Impertinenz, die mehr einer Herausforderung als einer Abweisung ähnelt, sondern mit hoheitsvoller Ruhe, einfach und nachsichtig beiseite geschoben, wie ein Insekt, das sie nicht gerade zertreten will. Während Mr. Vanderbeers noch kopfschüttelnd dem Phänomen dieses Vorkommnisses nachgrübelte, wirbelte wie ein Schauer Apfelblüthenschnee plötzlich die ganze Schaar der weißen und rosenrothen Tüllröcke über ihn her: „Onkel Fred! Onkel Fred!" jubelte es von allen Seiten. „Sie machen sich aber rar! Wo stecken Sie denn? — Aber Onkelchen — —" — „Gebt Ruhe, Kinder!" wehrte das Onkelchen, „und sagt mal, habt ihr denn eine Neue bekommen?" — „Eine Neue? — J, wo — die Schulz — Ach was —" — „Eine königliche Blondine mit braunen Augen und Manieren wie eine Kaiserin — so — so," und Onkel machte eine entsprechende Handbewegung. — — „Er meint Renate! Das Kräutlein Rührmichnichtan! — Oha! Hitzi!" kicherte, wisperte, flüsterte, lachte es um den alten Herrn. „Ja, die — die blüht nicht für Sie, Onkelchen! — Anders als mit einem Ehering kommen Sie der nicht bei!" schrie ein vorwitziges Schwarzköpfchen. — „Schwatz keine Dummheiten, Drossel! Sie ist aber fromm. Sie ist heilig. Sie liest die Bibel —" und wieder ein girrendes, schwirrendes, schallendes Lachen.

„Nette Heilige! Ihr seid mir Völker!" lachte „Onkel" und verscheuchte mit beiden Händen die reizenden, weißrosigen Schmetterlinge, die sich ihm an Arme und Rockschöße hingen. „Gebt frei, Kinder! Hollah — allright!" und unversehens regnete es aus einer umfangreichen Tute Pralinees unter die lustige Schaar, die auffreischend durcheinander stob, um die süßen Gaben des Bonbononkels einzuheimsen.

Fred Vanderbeers begab sich in seine Loge zurück. Das kleine Intermezzo amüsirte ihn; es hatte wenigstens die Langeweile verscheucht, die ihm den ganzen Abend auf die Augen drückte. Eine Heilige im Tricot! — Neu! Aber schön war das Weib, blendend schön! Daß er die früher noch nicht bemerkt hatte! Aparte Schönheit! Um die lohnte sich noch mal ein Anlauf. Die Sprödigkeit war natürlich ein Kniff, um sich möglichst kostbar zu machen. Man kannte das. Wie theuer konnte sie denn sein? Die Welt würde sie keinesfalls kosten. — — —

Fred Vanderbeers war Afrikander. In Kapstadt hatte er einen Großhandel mit rohen Diamanten getrieben und damit seinen beiden ererbten Millionen — er war der einzige Sohn eines Goldminenbesitzers — eine dritte selbsterworbene hinzugefügt. Seit zehn Jahren war er Wittwer, und vor acht Jahren verkaufte er aus Aerger über einen Streit mit seinen erwachsenen Stiefkindern sein Geschäft und ging auf Reisen. Seitdem bummelte er in Europa umher. In Berlin gefiel es ihm am besten. Hier hatte er sich seit Jahren häuslich eingerichtet und begann sich zu akklimatisiren. Sein Deutsch hatte neben dem fremdländischen einen ausgesprochenen Berliner Accent.

Fred Vanderbeers hatte alle Genüsse des Lebens zum Ueberdruß ausgekostet. Nachdem er jahrelang die Welt als das vollkommenste Schöpfungsproduct gepriesen, kam allmählich die Reaktion: Das Alter und die Gicht, und mit beiden eine schopenhauerianisch angehauchte, pessimistisch negative Weltanschauung, die geneigt war, den Planet Erde als eine faule Institution und das Leben als etwas außerordentlich Unzulängliches, Verachtenswerthes aufzufassen. Auch die Frauen gewannen ihm nur ein oberflächliches Interesse ab. Lachende Augen und das rosige Fleisch der Jugend trugen zwar immer noch zur Verbesserung seiner Laune bei, aber die Zeiten der verliebten Leidenschaften lagen hinter ihm; für dergleichen Thorheiten war er nicht mehr zu haben. Aber diese Renate interessirte ihn — etwas von der Witterung früherer Zeiten regte sich in ihm. Fromm sollte sie sein — blanker Blödsinn. Eine Heilige im Balletröckel — Unsinn, so etwas gab es ja gar nicht, das mußte er als Kenner der Verhältnisse am besten wissen. Das hieße die Weltordnung ihrer Logik berauben. Das Ungewöhnliche, Problematische war noch das Einzige, das ihn reizte. In diesem Falle fühlte er sich so zu sagen moralisch verpflichtet, die Ordnung der Dinge wieder herzustellen, indem er den Beweis erbrachte, daß eine Heilige im Tricot ein Unding, eine Lächerlichkeit, eine Unmöglichkeit sei. —

Als aber Wochen vergingen und seine Anstrengungen ihn nicht einen Schritt dem gesteckten Ziele näher brachten, die übersandten Bouquets, Briefe und Packetchen vielmehr mit verblüffender Präcision an ihren Absender zurückgelangten, begannen die anfangs nur der Wissenschaft halber und zum Zeitvertreib inscenirten Anbändlungsversuche für Mr. Vanderbeers den Reiz eines interessanten, stimulirenden Sports anzunehmen. — Nun erst recht. Nun wollte er bei der spröden Schönheit reüssiren; die Schwierigkeit der Sache erhöhte seine Passion und gab ihr einen pikanten Beigeschmack. — Auf irgend welche Art mußte das Mädel doch zu haben sein.

Er sann und sann. Und mit einem Male fiel ihm die Bemerkung des schnodderigen Schwarzkopfes ein. Anders als mit einem Ehering kommen Sie der nicht bei. — Ach so — da saß der Haken, man wollte geheirathet sein. Absurde Idee, aber im Grunde nicht einmal so unausführbar. Bei Licht betrachtet, war der Gedanke eigentlich gar nicht übel. Ja, als er die Möglichkeit einer Heirath nur erst einmal näher in's Auge faßte, machte ihm der Gedanke an die perplexen Gesichter seiner Stiefkinder und an die Ueberraschung seiner Berliner Bekannten, wenn das fait accompli seiner neuen Ehe bekannt würde, ein so kolossales Vergnügen, daß er ihn ohne Weiteres zum Entschluß erhob. Die Idee war entschieden originell. Und plötzlich stand die Sache klipp und klar: Er heirathete das Phänomen; im schlimmsten Falle ließ man sich später wieder scheiden.

Während Herr Vanderbeers im Coulissengang den schwerwiegenden Entschluß faßte, wurde auf der Bühne ein großes Divertissement getanzt. In die melodiösen Musikklänge mischte sich das weiche Gleiten und Rauschen der Tanzenden, dann ein graziöses aufpochendes Stelleto — die Pièce der Prima Balerina —, im nächsten Augenblick wehte der Zufall Renatens leichte Gestalt wieder in jene helle Nische, in der Fred Vanderbeers sie zum ersten Male gesehen hatte. Als sie ihren alten Verehrer, dessen Beharrlichkeit ihr nachgerade unbequem wurde, erblickte, wollte sie rasch zurückflüchten, aber Vanderbeers war schon neben ihr und versperrte ihr den Weg.

„Ein paar Worte, Fräulein," bat er. „Sie mißverstehen offenbar meine Annäherung; Sie verkennen meine Absichten. Kurz gesagt: Ich biete Ihnen meine Hand an. Sie gefallen mir, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Sie einwilligen und meine Frau werden. Mit der Zeit werden Sie mich hoffentlich auch ein wenig gern haben. Ich bin reich und stehe allein in der Welt, ich möchte in meinem einsamen Alter ein bischen Sonnenschein — ein bischen Liebe — eine freundliche, junge Gesellschafterin und Pflegetin — Well — Ich könnte sie adoptiren, aber als meine Frau haben Sie eine festere und unantastbarere Position. Mein Name ist Fred Vanderbeers. — Jeder Bankier in Berlin gibt Ihnen Referenzen über meine Verhältnisse. — Ich hoffe, Sie willigen ein."

Fred Vanderbeers hätte keine glücklicheren Worte für seinen sonderbaren Heirathsantrag wählen können. Einsames Alter, — ein bischen Sonnenschein — ein bischen Liebe. — Dazu der feierliche Ernst, den er während der ganzen Rede festzuhalten verstand und der seinen verlebten Rügen wirklich etwas Ehrwürdiges gab.

Seit ihrer Confirmation hatte Renate sich gewöhnt, in allen Vorkommnissen ihres Lebens Fügungen Gottes zu sehen, die auf eine oder die andere Art zu ihrem Besten dienten. Und seit derselben Zeit war ihr ganzes Denken und Empfinden ein leidenschaftlich inbrünstiges Gebet um Erlösung aus dem ihr unsympathischen und ihr unwürdig scheinenden Beruf des Tanzens. Als sie Fred Vanderbeers reden hörte und in das gefurchte, weißbärtige Antlitz des Mannes blickte, war es ihr plötzlich, als habe Gott ihre Bitte erhört und sende ihr in dem wie aus den Wolken fallenden Antrag die ersehnte Erlösung.

Eine Pflegerin für sein einsames Alter suchte der Greis — —

„Ich will es mir überlegen —"

„Wann darf ich Ihre Antwort holen?"

„Morgen" — und sie nannte ihm die Wohnung.

„Ich danke Ihnen."

Mit einer ehrerbietigen Verbeugung zog der Afrikander sich zurück.

Frau Jewe war noch wach, als Renate zurückkehrte; ein schrecklicher Husten mit unheimlichen blutigen Auswürfen ließ sie die halbe Nacht nicht schlafen. Sie fühlte die Nähe des Todes, denn auch ihre Mutter war an der Schwindsucht gestorben. Dazu quälten sie in letzter Zeit allerhand düstere Hallucinationen. Sie machte sich heimliche Vorwürfe, daß sie Renate zum Ballet gegeben hatte, ohne vorher die Einwilligung der Leute, die das Kostgeld für sie zahlten, eingeholt zu haben. Gespannt hörte sie Renatens Mittheilungen an. „Nimm ihn! Greif zu!" rief sie eifrig, als diese geendet. „Wer weiß, ob sich dir so etwas zum zweiten Male bietet. Für die Springerei beim Ballet hast du ja doch nichts übrig. Der Altersunterschied macht gar nichts; die Hauptsache ist, daß du in ein molliges Nest kommst. Ich hätte mich auch einmal gut verheirathen können. Der Mann war Bureauvorsteher bei einem Rechtsanwalt und hatte Vermögen. Aber er war siebzehn Jahre älter als ich, und deshalb mochte ich ihn nicht. Mein Josef war mir lieber. Ja, ja, so geht es. Nun liegt mein Josef schon elf Jahre im Grabe, und der Andere ist gesund und munter, und seine Frau lebt wie die Perle im Golde. — Besinne dich nicht lange und greif zu, Renate. Das ist meine Meinung. Er ist reich, sagst du —"

„Ich glaube ja. Er suche eine Pflegerin für seine alten Tage, sagte er —"

„Dazu hast du das Zeug, Renatchen," sagte die Frau gerührt, „du bist ein gutes Kind. Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, muß es dir noch einmal gut gehen in der Welt."

Vier Wochen später wurde Renate Frau Vanderbeers.

In der ersten Zeit war ihr die Verwandlung wie ein Traum; sie konnte sich kaum in den Gedanken finden, daß sie nun wirklich die Herrin der großen Thiergarten-Villa und die Gattin eines mehrfachen Millionärs sei. Ihr Mann trug sie auf Händen und las ihr jeden Wunsch an den Augen ab, nur im Punkt ihrer religiösen Anschauungen stimmte er nicht mit ihr überein.

„Die Bigotterie mußt du dir abgewöhnen, Schatz," sagte Fred Vanderbeers lachend, „du wirst dich damit lächerlich und somit gesellschaftlich unmöglich machen.. Außerdem ist die Heiligkeit für eine junge, schöne Frau nicht kleidsam. Meinethalben magst du Sonntags in die Kirche gehen, aber das ewige Beten und Frömmeln gefällt mir nicht."

Renate verstummte. Allerlei Fragen schwebten ihr auf den Lippen; sie verhielt dieselben. Aber sonderbar war es ihr doch, daß in einer Gesellschaft von Menschen, die sich zur christlichen Religion bekannten, ein Vertiefen in diese Religion verpönt war und lächerlich machen sollte.

„Ich fürchte, ich werde nicht in deine Gesellschaft passen," meinte sie. Ihr Mann lachte sie aus.

„Ja, wenn du nicht meine Frau wärst. Einer Frau Vanderbeers ist ihre Position von vornherein gesichert."

Trotz dieser stolzen Verheißung sah sie ihrem ersten Debüt in den Kreisen ihres Mannes mit einigem Zagen entgegen. Sie hatte wirklich Lampenfieber. Als sie zum ersten Male am Arm ihres Gatten in den hell erleuchteten Empfangssalon eines fremden Hauses trat, fühlte sie instinktiv, daß die Augen aller Versammelten auf sie gerichtet waren, und daß alle Anwesenden ihren früheren Stand kannten.

Sie sah wunderschön aus in der langschleppenden, in Empireform gearbeiteten Toilette aus pastellblauer Seide, die von Worth componirt war, und ihr angeborenes Taktgefühl bewahrte sie vor Formverstößen. Dennoch — und obgleich man ihr von allen Seiten mit ausgesuchter Zuvorkommenheit begegnete — wurde sie nicht warm in diesem Kreise. Bei Tische saß sie in einer äußerst seriösen Umgebung; man unterhielt sich über Ibsen und Björnson, über die Consequenzen der Nietzsche'schen Uebermenschtheorie und von anderen Dingen, die ihr fremd waren und von denen sie nicht mitreden konnte.

„Ich bin entsetzlich dumm und unwissend. Ich muß noch viel lernen, bevor du dich mit mir sehen lassen kannst," sagte sie auf der Heimfahrt zu ihrem Mann, „von morgen an fange ich an zu repetiren und zu studiren —"

Fred Vanderbeers lachte. „Du hast heute Abend Furore gemacht. Alle Welt beglückwünschte mich zu dir. Ueber das Andere mach dir keine Gedanken, Kind. Man liest einfach regelmäßig die Tageszeitungen und eine Anzahl Zeitschriften und hält sich somit auf dem Laufenden, um gegebenen Falls, wenn von Diesem oder Jenem gesprochen wird, seinen Senf dazu zu geben. Das ist der ganze Witz bei der Sache."

(Fortsetzung folgt.)

Atlantic
Dampfschiffs-Agentur.

Wir bewilligen Kredit bei Schiffskarten von und nach allen Teilen der Welt. Wir vertreten alle britischen, canadischen, deutschen und skandinavischen Linien, deren Schiffe die Verbindung mit allen Häfen Canadas und der Ver. Staaten aufrecht erhalten.

Wegen weiterer Auskunft wende man sich an

H. M. Tait
General-Agent
Room 107 - - - C. P. R. Depot
Winnipeg, Man.

Victoria Hotel
Das bekannteste deutsche Hotel Reginas.
Deutsche Besitzer. — Deutsche Bedienung.
Gute Küche. — Helle, saubere Zimmer.
— Mäßige Preise. —
Gute Kegelbahn und Billardtische.
Beste Getränke und Cigarren.
Der Sammelplatz der Deutschen Reginas und Umgegend.

Erstklassiges Hotel. Saubere geräumige Zimmer. Deutsche Bedienung. Gute Kueche.
Telephon-Verbindung von jedem Zimmer nach der Office. Badezimmer.

Von's Hotel
Adolf Ehmann Franz Brunner
Eigentümer
Ecke 10. Ave. und Osler St., Regina.

Reginas erste
Leichenbestatter und Einbalsamierer.
Specrs, Marshall & Boyd
Telephon 219, South Railway St.

— The —
Regina Lumber & Supply Co.,
— Ltd. —
Aeltestes Holzgeschäft im Distrikt.
Etabliert 1882 von Chas. Willoughby später wurde W. H. Duncan Teilhaber der Firma Willoughby & Duncan, aus welcher schließlich die jetzige Gesellschaft hervorging.

Die Offices sind vor kurzem von der Scarth Straße nach den Yards an der Dewdney Str., gerade östlich der Kraft-Station, verlegt worden. Hier wird das Geschäft nach den alten Grundsätzen weitergeführt. Diese sind:

Vollkommen gerechte Behandlung Aller, Niemandem besondere Vergünstigungen.

Wir führen alle Arten von Holz, Latten, Schindeln, Fenstern, Sturmfenstern, Türen, Beschlag-Leisten, Kalk, Ziegelsteinen, Kohlen und allgemeinem Baumaterial.

Office-Telephon 12.
Warenhaus-Telephon 50.

C. Willoughby, Präsident. W. H. Duncan, Vize-Präsident.
T. B. Patton, Sekretär-Schatzmeister.

Frau Bœde Terres
deutsche Geburtshelferin,
1825 Ottawa Str.,
zwischen 11. und 12. Avenue.

Ths. Hunter, Auktionator.
Regina, Sask.
Lorne Str., zwischen South Railway Str. und 11. Ave., Telephon 209.
Wer Möbel verkaufen will, spreche vor. Besondere Raten für Verkauf von Vieh und Farmgeräthschaften.

Rossie's Atelier.
Regina, Sask.
Größtes photograph. Atelier im Westen.

Carl Molter & Co.
Maler, Schildermaler, Lackierer und Anstreicher.
Cornwall Str. - Regina, Sask.
P. O. Box 191.

Auszug

aus dem canadischen Heimstätten-Gesetz.

Alle noch nicht bereits vergebenen oder reservierten Sektionen mit geraden Nummern von Dominion-Ländereien in Manitoba, Saskatchewan und Alberta, mit Ausnahme von 8 und 26, können von irgend jemand, der das Haupt einer Familie ist, oder von jeder mindestens 18 Jahre alten männlichen Person, als Heimstätte in der Größe von einer viertel Sektion von 160 Ackern aufgenommen werden.

Heimstätte-Eintragungen

müssen persönlich von dem Applikanten bei einer Dominion Land-Agentur oder Sub-Agentur in dem Distrikt, in welchem das Land gelegen ist, gemacht werden. Unter gewissen Bedingungen ist auch die stellvertretende Eintragung von seiten des Vaters, der Mutter, des Sohnes, der Tochter, des Bruders oder der Schwester des betreffenden Heimstätters erlaubt.

Heimstätte-Verpflichtungen.

Der Heimstätter ist gehalten, die Heimstätte-Verpflichtungen unter einem der folgenden Pläne zu erfüllen:

1. Wenigstens jedes Jahr 6 monatliche Wohnung auf dem Lande nebst Bearbeitung desselben während eines Zeitraumes von 3 Jahren.

2. Hat ein Heimstätter eine Farm, nicht kleiner als 80 Acker, in der Nähe der Heimstätte, so kann er, wenn er will, die Wohnungsvorschrift in der Weise erfüllen, daß er auf seiner Farm wohnt. Er muß aber der einzige und alleinige Eigentümer der Farm sein.

3. Falls der Vater (oder die Mutter, wenn der Vater gestorben ist) eines Heimstätters ständig auf einer von ihm geeigneten Farm, die mindestens 80 Acker groß ist, in der Nähe der Heimstätte wohnt, oder auch auf einer von ihm aufgenommenen Heimstätte in der Nähe des Landes, so ist es dem Heimstätter erlaubt, bei seinem Vater resp. seiner Mutter zu wohnen.

4. Der oben gebrauchte Ausdruck „Nähe" bedeutet: nicht weiter als 9 Meilen in einer geraden Linie, Road Allowances nicht mitgerechnet.

5. Ein Heimstätter, der auf diese Weise seinen Wohnungs-Verpflichtungen nachzukommen beabsichtigt, während er bei seinen Eltern oder auf seiner eigenen Farm wohnt, muß dem Landagenten des Distriktes davon Mitteilung machen.

Sechs Monate vor Einreichung des Gesuchs um den Besitztitel muß der Heimstätter dem Commissioner of Dominion Lands, Ottawa, schriftliche Mitteilung von seiner Absicht machen.

W. W. Cory,
Deputy of the Minister of the Interior.

Auszug aus den Minen-Regulationen des canadischen Nordwestens.

Kohlen. — Kohlen-Minen-Gerechtsame können für eine Periode von 21 Jahren für eine jährliche Pachtsumme von $1.00 per Acker gepachtet werden. Nicht mehr als 2,560 Acker sollen an eine Person oder eine Gesellschaft verpachtet werden. Eine Abgabe an die Regierung in Höhe von 5 Cents ist auf jede Tonne verkäuflicher Kohlen zu kollektieren.

Quarz. — Eine mindestens 18 Jahre alte Person, die Mineralien entdeckt hat, kann einen sogenannten Claim, 1500 : 1500 Fuß, aufnehmen.

Die Gebühren für Eintragung desselben betragen $5.00.

Wenigstens 100 Dollars müssen jedes Jahr an den Claim verausgabt oder statt dessen an den Minen Recorder entrichtet werden. Wenn 500 Dollars verausgabt oder eingezahlt worden sind, kann der Platzinhaber des Landes, nachdem er eine Vermessung hat vornehmen lassen, und nachdem er andere Bedingungen erfüllt hat, das Land für $1.00 per Acker kaufen.

Das Patent enthält die Bestimmung, daß von jedem Verkauf eine Abgabe an die Regierung von 2½ Prozent zu entrichten ist.

Placer Mining Claims sind gewöhnlich 100 Fuß im Geviert. Eintragungsgebühr $5.00. Jedes Jahr zu erneuern.

Ein Applikant kann zwei Pachtungen für Gold-Baggerung erhalten, jede fünf Meilen für die Zeit von 20